

# Unterm Märchenbaum.



WILH NOACK

HIM 56500

INTERNATIONALE  
JUGEND  
BIBLIOTHEK

# Immerwährender Märchenbaum.



Druck und Verlag von Gustav Kühn, Neu-Küppin.

Nr. 200k



# Deutsche Märchen.

---

## Inhalt.

	Seite.
1. Golbröschen . . . . .	3
2. Grünmantel . . . . .	10
3. Hans Rottkehlchen . . . . .	17
4. Der gestiefelte Kater . . . . .	26
5. Die Gaben der Zwerge . . . . .	35
6. Meister Pfriem . . . . .	44

---

## Goldröschen.

Vor langen, langen Jahren lebte mitten in einem großen Walde ein armer Köhler mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde; es war ein Mädchen von drei Jahren. Die Leute waren aber so arm, daß sie sich an manchem Tage nicht sattessen konnten. Da mußte das kleine Röschen, denn so hieß das Mädchen, oft Hunger leiden. Eines Morgens ging der Köhler voll Sorgen hinaus in den Wald an seine ruhige Arbeit, und als er da Holzstücke spaltete, stand plötzlich eine schöne große Frau vor ihm, welche eine prächtige Krone von lauter funkelnden Sternen auf dem Haupte trug. Sie sprach: „Ich bin die Fee dieses Waldes; Du bist sehr arm und dürstig; bringe mir Dein Kind, ich will es mit mir nehmen, seine Mutter sein und für dasselbe sorgen.“ Dem Köhler gefielen diese Worte, er holte sein Kind und übergab es der guten Fee, die es mit sich hinauf in das Feenreich nahm. Dort ging es dem kleinen Röschen recht wohl; es bekam alle Tage Zuckerbrot zu essen und süße Milch zu trinken; seine Kleider waren von Gold, und die Feen spielten mit ihm. Als Röschen 14 Jahre alt geworden war, rief es die Fee, die den Namen Minoza führte, einmal zu sich und sprach: „Liebes

Kind, ich habe eine große Reise vor; hier nimm die Schlüssel zu den dreizehn Thüren des Feenreichs in Verwahrung; zwölf von den dreizehn Thüren darfst Du aufschließen, aber die dreizehnte, die dieser kleine Schlüssel öffnet, die ist Dir verboten, wenn Du diese aufschließt, dann wirst Du unglücklich." Röschen versprach ihr, gehorsam zu sein. Als nun die Fee Minosa weg war, fing sie an die Wohnung des Feenreichs zu besuchen; sie schloß jeden Tag eine Thür auf, bis sie mit den zwölfen durch war. In jeder saß ein Geist des Feenreichs, welcher von so viel Glanz umgeben war, wie sie ihn ihr Lebtage noch nicht gesehen hatte. Ueber alle diese Pracht und Herrlichkeit freuete sie sich sehr, und die Genien, welche sie immer begleiteten, freueten sich mit ihr. Nun war aber noch die verborgene Thür übrig; als Röschen an dieselbe kam, empfand sie eine große Lust zu wissen, was hinter derselben verborgen sei, und sprach zu den Genien: „Ganz aufmachen will ich sie nicht, aber ein bischen aufschließen, damit wir durch den Ritze sehen können.“ „Ach nein“, sagten die Genien, „das wäre Sünde, Minosa hat es verboten, und es könnte leicht Dein Unglück werden.“ Da schwieg Röschen still, aber die Lust und Neugier in ihrem Herzen schwieg nicht still, sondern picte ordentlich daran und ließ ihr keine Ruhe, und als die Genien einmal weggegangen waren, dachte das Mädchen, nun bin ich ganz allein, niemand sieht es, wenn ich die Thür öffne, und holte den Schlüssel. Kaum hatte sie ihn aber in das Schlüsselloch gesteckt und einmal ganz leise herumgedreht, da sprang die Thür auf, und vor sich sah Röschen die Königin des

Feenreichs in lauter Glanz und Feuer sitzen. Vor Schreck berührte sie ein klein wenig den Glanz mit dem Finger, da ward er ganz golden. Jetzt überfiel es eine große Angst; es warf die Thür schnell zu und lief davon. Die Angst wollte auch nicht wieder weichen, es mochte anfangen, was es wollte. Das Herz klopfte in einem fort; es wollte gar nicht wieder ruhig werden; auch das Gold blieb an dem Finger und ging nicht wieder ab; Nöschen mochte waschen, so viel es wollte.

— Nach einigen Tagen kam die Fee Minosa von ihrer Reise zurück; sie rief das Mädchen und sprach zu ihm: „Gieb mir die Schlüssel wieder.“ Als Nöschen den Bund mit den Schlüsseln hinreichte, sagte Minosa: „Hast Du auch nicht die dreizehnte Thür geöffnet?“ „Nein,“ antwortete Nöschen. Da legte die Fee ihre Hand auf Nöschens Herz und fühlte, wie es hämmerte und klopfte, und sie merkte daran, daß es ihr Gebot übertreten und die verbotene Thür aufgeschlossen hatte. Da sprach sie noch einmal: „Hast Du es nicht gethan?“ „Nein,“ sagte das Mädchen zum zweiten Mal. Jetzt erblickte die Fee Minosa den goldenen Finger, womit es das goldene Feuer angerührt hatte; sie wußte nun genau, daß es schuldig war und sprach zum dritten Male: „Hast Du es gewiß nicht gethan?“ „Nein,“ sagte Nöschen auch diesmal. Da sprach die Fee: „Du hast mir nicht gehorcht und hast gelogen, Du bist nicht mehr würdig im Feenreiche zu sein und sollst stumm bleiben.“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so versank Goldröschen — denn so wurde sie genannt — in einen tiefen, tiefen Schlaf, und als es erwachte, lag es unten auf der Erde, dicht

bei einem hohen, dicken Baum, der rings von dichtem Gebüsch umgeben war, durch welches es nicht dringen konnte. Dazu kam noch, daß es von Stunde an stumm war und kein Wort sprechen konnte. In dem Baum war aber eine Höhle, darin schlief es des Nachts und saß darin, wenn es regnete und witterte. Seine Nahrung bestand in Wurzeln und Beeren, die es sich suchte. Im Herbst sammelte es die Blätter des Baumes und trug sie in die Höhle, und als es dann anfing zu schneien und zu frieren, verbarg sich Goldröschen darin. Als ihm bald seine Kleider verdarben und vom Leibe in Stücke herabfielen, da mußte es sich in die Blätter einhüllen. Sobald dann die Sonne aber wieder anfing warm zu scheinen, ging es heraus und setzte sich vor den Baum, und seine langen Haare bedeckten es von allen Seiten wie ein Mantel. So saß es lange Zeit und fühlte das Elend und den Jammer der Welt.

Einmal zur Frühlingszeit jagte der König des Landes in dem Walde und verfolgte ein Wild, und weil es in dem Gebüsch geflohen war, das den hohen Baum umschloß, stieg er von seinem Pferde herunter, riß das Gestrüpp von einander und hieb sich mit seinem Schwert einen Weg durch dasselbe. Als er hindurchgedrungen war, sah er unter dem Baum das Mädchen sitzen, das zu einer wunderschönen Jungfrau herangewachsen war. Von seinem Haupte hing das goldgelbe Haar bis zu den Beinen herab und bedeckte so den ganzen Körper. Der König wunderte sich und sprach: „Wie bist Du in die Einöde gekommen?“ Die Jungfrau schwieg aber still, denn

sie konnte ja ihren Mund nicht aufthun, weil sie noch immer stumm war. Der König sprach weiter: „Willst Du mit mir auf mein Schloß gehen?“ Da nickte sie bloß ein wenig mit dem Kopfe. Der König nahm sie zu sich, brachte sie auf sein Pferd und führte sie in sein Schloß, wo er ihr schöne Kleider anziehen ließ und ihr alles im Ueberflusse gab. Obgleich sie kein Wort sprechen konnte, so war sie doch so schön und lieblich, daß er sie von Herzen lieb gewann und sich mit ihr vermählte. — Als etwa ein Jahr nach der Hochzeit verfloßen war, gebar die Königin einen Sohn. Als das Kind einen Tag alt war, da erschien der Königin in der Nacht, wo sie allein war, die Fee Minosa und sprach: „Willst Du nun die Wahrheit sagen und gestehen, daß Du die verbotene Thür aufgeschloßen hast, dann will ich Dir deinen Mund öffnen und Dir die Sprache wiedergeben, bleibst Du aber in der Sünde und leugnest hartnäckig, so nehme ich Dein Knäblein mit mir.“ Jetzt konnte die Königin antworten, und sie sprach: „Nein, ich habe die verbotene Thür nicht geöffnet.“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, da nahm die Fee das Knäblein ihr aus dem Arme und verschwand damit. Am andern Morgen, als das Kind fort war, meinten die Leute, die Königin sei eine Menschenfresserin, sie habe ihr eigenes Kind umgebracht. Sie hörte alles, aber konnte nichts dazu sagen, und der König hatte sie so lieb, daß er es nicht glauben wollte, was das Volk sprach.

Nach einem Jahre gebar die Königin wieder einen Sohn; da trat in der Nacht auch wieder die Fee Minosa vor sie und sprach: „Willst Du

man gestehen, daß Du die verbotene Thür geöffnet hast, so will ich Dir Dein Kind wiedergeben und Deinen Mund lösen; bleibst Du aber in der Sünde und leugnest, so nehme ich auch dieses neugeborene mit mir.“ Da sprach die Königin wiederum: „Nein, ich habe die verbotene Thür nicht geöffnet,“ und die Fee nahm ihr das Kind aus den Armen weg und mit in ihr Reich. Am Morgen, als die Leute hörten, daß auch dieses Kind verschwunden sei, sagten sie laut, die Königin hätte es gegessen, und des Königs Räte verlangten, daß sie gerichtet werden sollte. Der König hatte sie aber so lieb, daß er dieser Anklage nicht glauben wollte und den Räten Befehl, bei Leibes- und Lebensstrafe nichts mehr darüber zu sprechen.

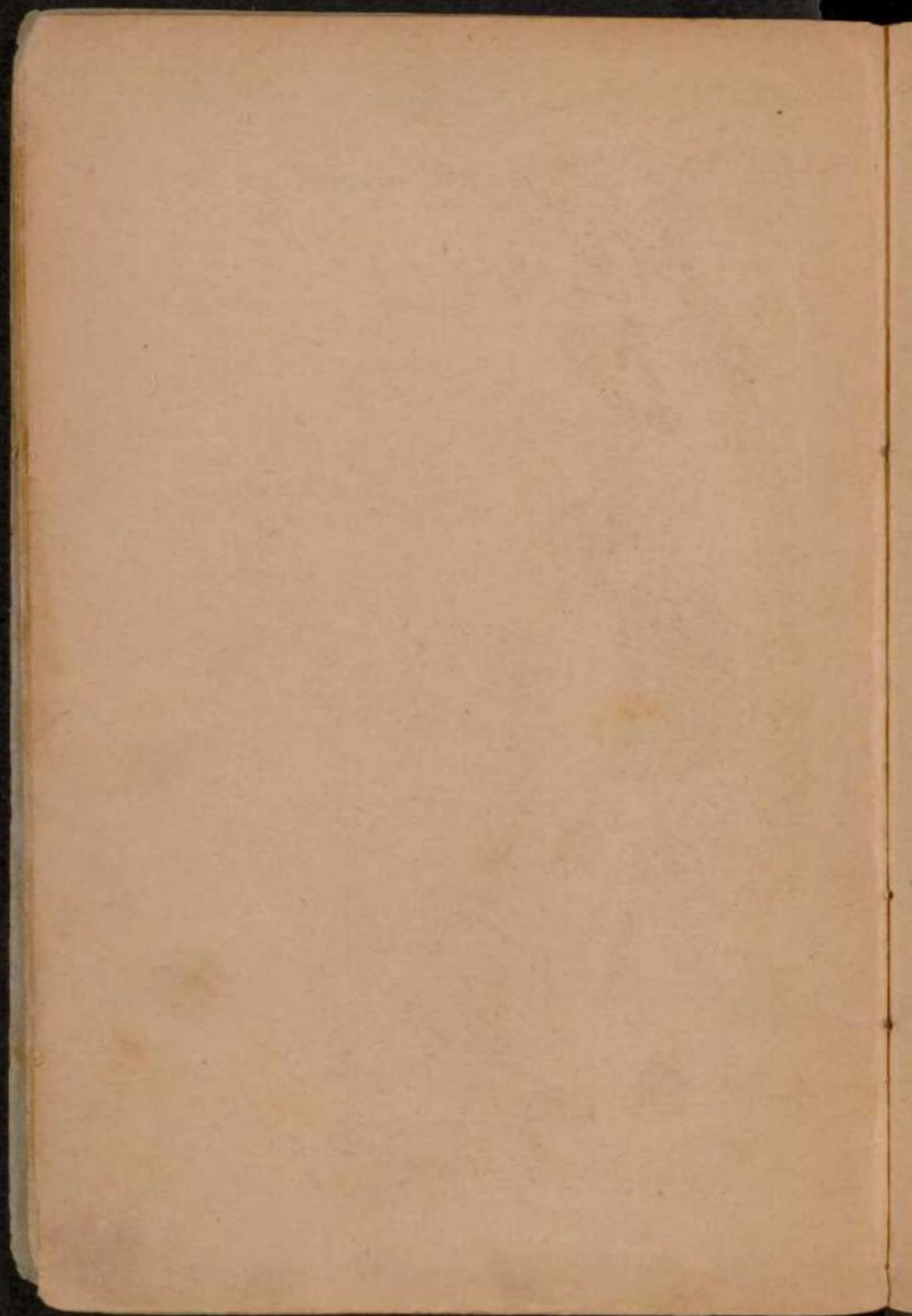
Wieder nach einem Jahre gebar die Königin ein schönes Töchterlein, da erschien ihr auch wieder des Nachts die Fee Winosa und sprach: „Folge mir!“ Und sie nahm sie bei der Hand und führte sie in das Feenreich und zeigte ihr da ihre beiden Knaben, die lachten sie an und spielten mit allerlet schönem Spielzeug. Und als sich die Königin darüber freuete, sprach die Fee: „Willst Du nun eingestehen, daß Du die verbotene Thür geöffnet hast, so will ich Dir Deine beiden Söhnelein zurückgeben.“ Da antwortete die Königin zum dritten Mal: „Nein, ich habe die verbotene Thür nicht geöffnet.“ Jetzt ließ sie die Fee wieder zur Erde sinken und nahm ihr auch das dritte Kind.

Am andern Morgen, als dies ruchbar ward, schriean alle Leute laut: „Die Königin ist eine Menschenfresserin und muß verurtheilt werden!“ Der König konnte seine Räte nun nicht mehr zurückweisen. Es wurde ein Gericht über sie ge-



6002

Goldröschen.



halten, und weil sie nicht antworten und sich nicht verteidigen konnte, wurde sie zum Feuertode auf dem Scheiterhaufen verurteilt. Das Holz hatte man schon zusammengetragen, und als sie nun an dem Pfahl festgebunden war und das Feuer rings umher schon anfing zu brennen, da ward ihr Herz von Reue bewegt und sie dachte, könnte ich vor meinem Tode gestehen, daß ich die Thür geöffnet habe und rief: „O Minosa! Gute Fee! ich habe es gethan!“ Und als der Gedanke so in ihr Herz kam, da fing es an zu regnen und der Regen löschte das Feuer aus; über der Königin brach aber ein Licht hervor, in welchem die Fee mit den beiden Knäblein zu ihren beiden Seiten und dem Mägdelein auf dem Arm herabkam. Sie sprach freundlich zu ihr: „Wer seine Sünde gesteht und bereut, dem ist sie vergeben.“ Darauf reichte sie ihr die Kinder, löste ihr den Mund und gab ihr Glück für ihr ganzes Leben.

---

## Grünmantel.

In dem wüßtesten und grauenvollsten Teile des Riesengebirges stand einst eine kleine Hütte, in der ein armer Köhler, namens Erdmann, mit seinem Sohne Conrad wohnte. Conrad war ein hübscher, lebhafter und sehr artiger Knabe, dessen liebste Beschäftigung es war, in den Feierstunden — denn er mußte seinen Vater in der Arbeit tüchtig unterstützen, obgleich er kaum erst elf Jahr alt war — durch den Wald des Gebirges zu streifen, wo es am verrufensten war, weil man glaubte, daß Rübezahl der Berggeist dort sein Wesen treibe. Gerade an diesem Platz spielte er mit seinen Schulkameraden am liebsten und vergnügte sich am meisten, mit kleinen Steinen oder Blechmarken Aufschlag zu werfen.

Seit einiger Zeit fanden die Knaben, wenn sie ihr Lieblingspiel trieben, kleine Silberpfennige im Sande, was jedoch keinen von ihnen befremdete, da sie den Wert dieser Münzen nicht kannten, und daher nie daran dachten, darnach zu suchen. Fand der eine oder der andere ein solches glänzendes Geldstück, so war es eine laute Freude; doch waren die Kinder noch alle in dem glücklichen Alter, wo Habsucht oder unnütze Grübeleien ihrer Seele fremd waren, und darum dachten sie auch

nicht weiter über den Zusammenhang nach, als sich zuletzt bei ihren Spielen auch ein fremder Mann einfand, den sie, seiner Kleidung wegen, den Grünmantel nannten.

Grünmantel schien ein Freund der Kinder zu sein, er spielte mit ihnen und lehrte sie auch ganz neue Spiele. — Immer fand er die meisten Silberpfennige und verteilte sie unter die Knaben, so daß diese ihn bald recht lieb gewannen und gern gewußt hätten, woher er komme und wohin er gehe; denn er verschwand jedesmal spurlos und stand auch immer ebenso unvorhergesehen mitten unter ihnen. Da er aber die Fragen nicht beantwortete, so wurden sie auch ebenso rasch von den kleinen Burschen wieder vergessen. — Zuweilen maßte sich ihr unbekannter Spielgeselle das Nichteramt über sie an, wenn kleine Streitigkeiten unter ihnen vorkamen, und wer im Unrecht war, der konnte sich immer darauf gefaßt machen, einige derbe Hiebe von dem Grünmantel zu bekommen, ohne daß dieser ein Wort dabei sprach. Oft verjagte er die ganze Kinderschar bis auf Conrad, für den er besonderes Wohlwollen zeigte, er nahm alsdann diesen an der Hand und führte ihn zwischen Felsen und Klippen zu überraschenden Punkten hin, zeigte ihm auch goldene Münzen im Sande, mit denen Conrad auch gern spielte, sie aber achlos wieder verlor. Die vielen Wunderlichkeiten des Grünmantels verscheuchten nach und nach die kleinen Burschen von ihrem Spielplatz, nur Conrad ließ sich nicht abhalten, immer wieder dahin zurückzukehren.

Es war auch nicht einsam dort, denn nun fehlte der Grünmantel selten und fing auch an

mit dem Knaben zu sprechen, was er nie zuvor gethan hatte. Er wußte allerlei hübsche Geschichten zu erzählen und beschenkte seinen kleinen Freund oft mit Goldstücken, wogegen er sich das Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit über alles dies geben ließ.

Conrad dachte, dabei kann ja nichts Unrechtes sein und versprach dem Grünmantel mit Hand und Mund, er wolle es nie einem Menschen sagen, daß er mit ihm zusammentreffe und so schönes Spielzeug von ihm bekomme. Und er hielt auch treulich Wort, denn er fürchtete, seinen lieben Spielgenossen sonst zu verlieren. So verging Sommer und Herbst in Lust und Freude; nach diesem aber kam der Winter, und der tiefe Schnee verwehrte dem Knaben, seinen Freund auf dem Berge zu besuchen. — In dieser Zeit erkrankte auch Conrads Vater, und der Schäfer im Dorfe gab wenig Hoffnung, daß es mit ihm noch einmal besser werden würde. Einen Arzt anzunehmen war Erdmann zu arm, und so wankte er dem seinem frühen Grabe zu. Natürlich war an Verdienst nicht mehr zu denken, und es fehlte oft selbst an den schmalen Bissen, die Vater und Sohn zu ihrem Unterhalt bedurften. Wie leicht hätte Conrad aller Not ein Ende machen können, wenn er den Wert seiner goldenen Spielfennige gekannt und vor seinem Vater keine Heimlichkeiten gehabt hätte. — So mußte, als alles andere verzehret war, auch noch die Ziege verkauft werden, die Conrad so lieb hatte. Wie traurig war der arme Knabe, als er sie am Strick nach dem nächsten Dorfe führen mußte, um sie dort zu verkaufen. Da begegnete ihm ein alter Mann, der

ein Gespräch mit ihm anfang, und als er hörte, daß Conrad die Ziege verkaufen wollte, gab er ihm ein Goldstück dafür und wollte mit der Ziege seines Weges ziehen. Aber als der Knabe das Goldstück in der Hand hielt, schüttelte er den Kopf und sagte: „Guter Mann, solcher blanken Dinger habe ich viele zu Hause, dafür kann man aber nichts kaufen, die sind nur zum Spielen. Nehmt es also nur wieder zurück und gebt mit Silbergeld dafür.“ „Kleiner Thor!“ lachte der Mann, „mache einmal die Probe, was mehr gilt; hier hast Du ein Silberstück und hier das Goldstück, lauf ins Dorf und siehe, wofür Du das meiste Brot bekommen wirst. Ich will hier auf Dich warten.“

Conrad gehorchte, ließ seine Ziege dem Fremden und ging ins Dorf zu einem Manne, der ehrlich genug war, ihn mit dem vollen Werthe des Goldstückes bekannt zu machen und der ihm nun allerlei Bedürfnisse für das Haus einkaufen half. Damit kehrte Conrad wohlbehalten zurück, fand aber den fremden alten Mann nicht mehr wieder und eilte zu seinem Vater.

An der Schwelle des Hauses sprang ihm seine liebe Ziege lustig entgegen. „Ein Fremder,“ sagte der Vater, „hat sie mir heimgebracht; er habe sie im Walde gefunden,“ sagte er. Darüber erstaunte Conrad nicht wenig und erzählte nun auch seinen Handel mit dem fremden alten Manne. Von dem übrigen Gelde und den eingekauften Lebensmitteln konnten nun Vater und Sohn länger als eine Woche zehren und dankten Gott dafür, daß er ihnen eine so wunderbare Hilfe geschickt hatte.

Aber die nahrhaftere Kost, die Conrad für den kranken Vater herbeigeschafft hatte, schadete diesem und vermehrte seinen Fieberzustand so sehr, daß es schien, als sei sein Tod nahe. Es kamen nun einige seiner Bekannten aus dem Dorfe, um ihm in den letzten Augenblicken beizustehen; darunter war auch der Mann, welcher dem kleinen Conrad das Goldstück gewechselt hatte. Der sagte zu dem weinenden Knaben: „Gehe hinaus in die frische Luft, Dein Vater wird schon wieder gesund werden und wo nicht, so will ich Dein Vater sein.“

Traurig ging Conrad hinaus und richtete seinen Fuß nach dem bekannten Berge, wo er sonst so oft seinen lieben Grünmantel getroffen hatte. Es lag noch Schnee an einzelnen Stellen des Berges, während unten im Thal schon voller Frühling war. Für alle Schönheiten der Natur hatte der betrübt Knabe jetzt kein Auge, er legte sich in das weiche Moos und weinte still. Tief unter ihm brauste der Sturzbach und das Gesträuch hatte eine grüne Färbung angenommen von den aufschwellenden Knospen.

„Vorüber weinst Du denn so sehr?“ sprach eine bekannte Stimme hinter ihm, und Conrad schlug freudig überrascht seine geschwollenen Augen zu der Gestalt seines Freundes Grünmantel empor. „Steh auf!“ sagte dieser, „und erzähle mir Dein Leid, vielleicht kann ich helfen!“ — „Ach!“ antwortete der Knabe schluchzend, „hier ist alles so schön, und dort unten in unserer Hütte ist es so traurig. Mein lieber Vater stirbt und ich bin dann verlassen und allein in der Welt.“ — „Sieh einmal diesen wilden Rosenbusch an,“ sagte Grünmantel, „wie ihn der Frühling wieder frisch und

grün gemacht hat, so daß schon hin und wieder die ersten Blüthen ausbrechen. Und nun denke daran, wie dürr und kahl er im Herbst stand, so daß Du glaubtest, er könne nie wieder blühen. Sammle das frische Laub von diesem Strauch und bestreue Deines Vaters Lager damit, vielleicht lassen sich die gesunkenen Kräfte dadurch noch einmal stärken; aber eile, denn die Zeit ist kurz.“

Conrad nahm sich kaum Zeit, dem Grünmantel zu danken; er füllte seine Mütze ganz voll Rosenlaub und trug davon soviel in den Händen, als er fortbringen konnte. Eilig lief er damit den Berg hinab, der Hütte zu, wo er das Bett des Kranken mit dem duftenden Laube überstreute. Bald schlug der Vater die Augen auf und drückte dem Knaben leise und schwach die Hand vor Freude über den stärkenden Geruch; und sichtbar ging eine Veränderung mit dem kranken Vater vor, was alle in Staunen setzte. Schon am dritten Tage konnte er, auf Conrad und den Nachbar gestützt, das Bett verlassen und sich vor die Hütte in den milden Sonnenschein setzen. „Wie ist doch so großes Wunder an mir geschehen, der ich schon zu sterben meinte?“ sagte er freudig. — „Darum müßt Ihr den Conrad befragen,“ antwortete der Nachbar. — „Nun,“ sagte dieser unbefangen, „vielleicht hat Dir das junge Laub geholfen, das ich auf Dein Lager gestreut habe.“

„Wie bist Du denn zu dieser Wunderarznei gekommen, mein Sohn?“ fragte der Vater. Conrad schwieg verlegen; er dachte an das Versprechen, gegen niemand sein Geheimniß mit dem Grünmantel verraten zu wollen, und lügen hatte er nicht gelernt, wie es jetzt so viele Knaben schon

in ihrer frühesten Jugend können. — „Er wird das Rosenlaub auch da her haben, von wo er seine Ziege wiederbekommen hat,“ sagte der Nachbar spottend. — „Gewiß, ich habe den fremden Mann, dem ich die Ziege verkaufte, nicht gekannt,“ rief Conrad lebhaft, „und habe ihn weder zuvor noch später gesehen.“ — „Um so besser,“ fuhr der Nachbar mit höhniſcher Miene fort, „wirſt Du den kennen, der Dir den hübschen Vorrat von Goldſtücken gab, die Du ſo heimlich in Deiner Kammer verſteckt haſt.“ — „Wie, mein Kind, Du hätteſt Gold gehabt und Deinen Vater doch ſo lange Noth leiden laſſen?“ fragte Erdmann vorwurfsvoll. — „Vater, man kann ja damit nur ſpielen,“ ſtüßte Conrad ſchüchtern. „Aber ich will Dir alles erzählen.“ Und nun theilte der Knabe ihm voller Wahrheit alles mit, obwohl er es nicht ohne geheimen Widerwillen that, weil ſein Freund Grünmantel es ihm ja verboten hatte. „Das iſt niemand anders geweſen, als der Herr des Rieſengebirges, der geſürchtete Mübezahl,“ ſagte Erdmann freudig, „er hat unſerer Noth nun für immer ein Ende gemacht. Da er aber die Uebertretung ſeiner Gebote oft ſtreng zu beſtrafen pflegt, wollen wir eilen um aus ſeinem Gebiete zu kommen.“ Sie holten nun die Goldſtücke aus der Hütte, packten ihre wenigen Habſeligkeiten zuſammen und zogen in eine andere Gegend von Schleſien, um vor der Rache des Berggeiſtes ſicher zu ſein; dort kaufte Erdmann ein hübsches Hänschen und erzog Conrad zu einem braven, fleißigen Menſchen, dem es ſtets wohl erging. Oft dachte er aber noch in den ſpäteſten Jahren ſeines Lebens mit dankbarem Herzen an ſeinen lieben Geſpielen Grünmantel.

## Hans Rothkelchen.

Zur Zeit, als die Steine noch nicht aus der Erde gebrochen waren, mit denen die ältesten Kirchen erbaut sind, lebte in einem Dorfe eine arme Witwe namens Liesbeth.

Ihr Vater war ein reicher, angesehenener Mann gewesen, und als er starb, hinterließ er ein Haus mit vieler Länderei, eine Mühle und eine Bäckerei, zwölf Pferde und zweimal so viel Ochsen, zwölf Kühe und sechsmal mehr Schafe, das Korn und den Weizen gar nicht einmal gerechnet.

Aber die Brüder der Liesbeth drängten sie bei der Teilung der Erbschaft zurück. Der älteste nahm das Haus, die Länderei und die Kühe; der zweite nahm die Mühle nebst den Pferden, und der dritte behielt die Ochsen, die Bäckerei und die Schafe. — Für Lieschen blieb nichts weiter übrig, als eine alte Stallhütte vor dem Dorfe auf der Haide, in die man früher das kranke Vieh stellte. Als sie nun ihre wenigen Habseligkeiten dorthin brachte, sagte der jüngste Bruder zu ihr: „Du sollst erkennen, daß ich ein rechtschaffenes Bruderherz besitze. Ich habe da eine schwarze Kuh, die mir nichts einbringt und kaum einen Lassetopf voll Milch giebt, die nimm mit, ich schenke sie Dir. Weißdörnchen mag sie am Stricke führen.“

Weißdörnchen war die Tochter der Wittve, ein Mädchen von elf Jahren. Ihr Gesicht war weiß wie Dornenblüte, deshalb hieß man sie Weißdörnchen.

Weißdörnchen nahm die schwarze, magere Kuh an einem alten Stricke, und so zog Liesbeth mit ihrer Tochter in die alte Stallhütte ein.

Weißdörnchen hütete den ganzen Tag die schwarze Kuh, die auf der Haide zwischen den Steinen genug zu fressen fand. Sie vertrieb sich die Zeit damit, Blumen zu pflücken und Sträußchen daraus zu binden, die sie in die Erde pflanzte.

Eines Tages, da Weißdörnchen aus schönen Haideblümchen solche Sträußchen gewunden hatte, kam ein kleiner Vogel, setzte sich auf eins der in die Erde gesteckten Sträußchen und fing an zu zwitschern und das Köpftchen zu bewegen, als ob er zu dem Mädchen spräche. Weißdörnchen wunderte sich, trat leise heran und hielt das Ohr so recht zum Lauschen hin. Sie konnte aber nichts verstehen. Der Vogel mochte noch so laut und immer lauter zwitschern, mit den Flügeln schlagen und vor ihr herum hüpfen, Weißdörnchen verstand nicht das Mindeste. Aber es machte ihr doch viel Vergnügen, das Vöglein zu sehen und anzuhören, so daß sie es gar nicht merkte, als es Abend wurde. Endlich flog der Vogel fort; als sie ihm nachblickte, um zu sehen, wohin er flöge, bemerkte sie die Sterne am Himmel.

Schnell eilte sie jetzt, ihre schwarze Kuh zu suchen; sie fand dieselbe aber nicht mehr auf der Haide. Weißdörnchen rief aus allen Kräften, sie lief auf der ganzen Haide herum und stieg selbst in die Löcher, wo das Regenwasser kleine

Leiche gebildet hatte — aber umsonst, die Kuh war verschwunden.

Endlich hörte sie die Stimme ihrer Mutter, die sie rief, weil sie fürchtete, es wäre ein Unglück geschehen. Weißdörnchen lief traurig hin zu ihr, und als sie auf den Weg kam, der in die Hütte führte, fand sie ihre Mutter und neben derselben die liebe schwarze Kuh von Wölfen zerrissen. Es war nichts von ihr übrig geblieben, als die Hörner und die Knochen.

Als Weißdörnchen das sahe, erschrak sie und weinte heftig, denn sie hatte das Tier während des Hütens recht lieb gewonnen. Sie warf sich auf die Erde und sammelte die Knochen. Die Mutter faßte sie bei der Hand und tröstete sie: „Du mußt um die Kuh nicht so sehr klagen, als ob sie ein Mensch gewesen wäre. Wenn auch die bösen Leute und die Wölfe gegen uns sind, so ist doch der Himmel für uns; gib mir mein Bündel Haidekraut auf und begleite mich in die Hütte.“ — Weißdörnchen gehorchte, aber bei jedem Schritte stieß sie einen Seufzer aus und große Thränen rollten eine nach der andern über ihre Wangen. — Arme Schwarze! dachte sie, arme Schwarze! Du warst so sanft und liebest Dich so ruhig führen, nahmst mit jedem Futter fürlieb und wurdest schon recht hübsch fett. — Sie konnte den Abend nichts essen und in der Nacht wachte sie viele male auf, denn sie glaubte, die schwarze Kuh brüllte an der Thür. Am andern Morgen stand sie schon vor Tage auf und lief unbekleidet und barfuß auf die Haide hinaus. Als sie draußen angekommen war, fand sie den kleinen Vogel wieder, der sich wie gestern auf einen der

kleinen Blumensträuße gesetzt hatte, welche Weißdörnchen an einem der vorigen Tage in die Erde gepflanzt; er sang abermals und schien sie zu rufen. Unglücklicherweise konnte sie ihm heute ebensowenig verstehen und sie wollte schon fortlaufen, als sie etwas Blankes wie ein Goldstück auf der Erde bemerkte. Sie drehte es mit dem Fuße um, da war es nichts als eine Blüte vom Goldkraut. Kaum hatte sie dieselbe aber berührt, da verstand sie die Sprache des kleinen Vogels, der ihr zurief: „Weißdörnchen, ich bin Dir gut; Weißdörnchen, höre mich an!“ — „Wer bist Du?“ fragte Weißdörnchen, die erstaunte, daß sie auch andere Wesen als Menschen verstand. — „Ich bin Hans Rotkehlchen,“ antwortete der Vogel. „Ich habe die Macht, alle Jahre ein gutes, armes Kind glücklich zu machen, und diesmal sollst Du es sein.“ — „Ist das wahr, Hans Rotkehlchen?“ rief Weißdörnchen ganz entzückt. „Ich werde ein silbernes Kreuzchen um den Hals tragen und nicht mehr barfuß zu laufen brauchen, sondern in Holzschuhen gehen?“ — „Eine goldene Kette sollst Du haben und seidene Schuhe tragen, wie eine vornehme Dame,“ versetzte Rotkehlchen. — „Wie fange ich das aber an, mein liebes Vögelchen?“ — „Folge mir, wohin ich Dich führe.“ — Der Vogel hüpfte hin über die Heide und über die Stoppelfelder, hin bis ans Meer, da lagen sieben Inseln, die „Sieben-Insel“ genannt. — Rotkehlchen hielt an und sagte zu dem kleinen Mädchen: „Siehst Du nichts auf dem Sande am Ufer?“ — „Ach ja!“ antwortete Weißdörnchen, „ich sehe da große Holzschuhe von Rotbuchenholz, die noch nicht am Feuer

gebräunt sind, und einen Stengel von einer Stechpalme, die noch keine Sichel berührt hat.“ — „Zieh die Schuhe an und nimm das Stäblein in die Hand,“ sagte Kotkehlchen. — Weißdörnchen that es sogleich und antwortete: „das habe ich gethan.“ — „Nun gehst Du übers Wasser,“ sprach Kotkehlchen, „bis an die erste Insel, da gehst Du herum, bis Du an einen Felsen kommst, auf dem meergüne Binsen wachsen.“ — „Und was soll ich dann?“ fragte das Mägblein weiter. — „Du pflückst Binsen und machst einen Strang daraus, erhielt es zur Antwort. „Und dann klopfst Du mit Deinem Stäblein an den Felsen, dann wird eine Kuh herauskommen, der legst Du den Binsenstrang um und führst sie zu Deiner Mutter, um sie über den Verlust der schwarzen Kuh zu trösten!“ — Weißdörnchen befolgte alles, was Kotkehlchen ihm gesagt hatte, schritt über das Wasser, machte ein Binsenseil, klopfte an den Felsen und heraus kam eine Kuh, die hatte ein Auge so sanft wie ein Hühnerhund, und eine Haut so glatt und weich wie ein Maulwurf; ihr volles, weißes Euter hing bis auf die Erde. — Weißdörnchen führte sie nach der Hütte ihrer Mutter, und diese freuete sich nun ebenso sehr, als sie vorher getrauert hatte. Aber wie wunderte sich Weißdörnchen, als die Mutter an zu melken fing. Die Milch lief ihr zwischen den Fingern durch, ohne Aufhören wie das Wasser aus einer Quelle. — Biesbeth füllte alle Näpfe im Orte mit Milch, dann noch alle Zober und Eimer — aber die Milch hörte nicht auf zu laufen. — „O Himmel!“ rief die Witwe, „das ist ein blaues Wunder. Meerföhlein — so hatte Biesbeth die Kuh ge-

nannt — hört nicht auf Milch zu geben!" und es war mehr, als alle Leute zusammen in der ganzen Umgegend bedurften. Bald sprach man überall davon und viele kamen herbei, um die Kuh zu sehen und von der Milch zu holen, denn sie war fetter und wohlschmeckender, als die von andern Kühen. Die reichsten Bauern wollten sie kaufen und einer bot immer mehr als der andere. Endlich kam auch der älteste Bruder und sprach: „Du wirst doch bedenken, daß ich Dein Bruder bin, und die Kuh mir eher als einem andern überlassen? Gib mir Meerkühelein, Du sollst alle meine Kühe dafür haben" — Liesbeth antwortete: „Meerkühelein ist mehr wert, als alle Deine Kühe; ja, sie ist mehr wert, als alle Kühe in der Gegend, und ich kann alle Märkte mit Milch versorgen." — „Nun, so laß sie mir, liebe Schwester!" versetzte er, „ich will Dir unsers Vaters Haus dafür geben, worin Du geboren bist, auch sollst Du alle Länderei dazu bekommen, auch den Wagen und die Pferde." Das nahm Liesbeth an. Sie ließ sich in das Haus führen, wendete eine Erbscholle um, trank aus dem Brunnen, machte Feuer auf dem Herde und schnitt den Pferden einen Büschel Haare aus dem Schwanz zum Zeichen, daß alles nun ihr gehöre; dann gab sie dem Bruder das Meerkühelein, und der zog mit demselben weit, weit fort. — Weißdörnchen weinte, als sie die Kuh forttreiben sah. Sie blieb den ganzen Tag traurig. Als es Abend ward, ging sie in die Ställe, um zu sehen, ob nichts fehle, und als sie alle, alle Stände durchsuchte, sprach sie: „Ach, warum ist Meerkühelein nicht da? Wann werde ich mein

Meerkühhlein wiedersehen?" Sie hatte das kaum ausgesprochen, da hörte sie dicht hinter sich ein Gebrüll, und weil sie die Blume vom Goldkraut berührt hatte und deshalb alle Sprachen der Tiere verstand, so hörte sie, wie die Stimme sagte: „Da bin ich ja, mein liebes Weißdörnchen!“ — Erstaunt sah sie sich um und erblickte Meerkühhlein. — „Ach, Du bist's!“ rief sie aus; „wer hat Dich denn zurückgebracht?“ — „Ich konnte nicht bei Deinem Onkel bleiben,“ antwortete Meerkühhlein, „denn ich kann niemandem angehören, als wer gut ist; deshalb bin ich von selbst wieder zu Dir gekommen.“ — „Aber da muß meine Mutter auch Haus, Hof und Vieh wieder hergeben!“ sagte Weißdörnchen. — „Nein,“ sagte die Kuh, „denn er hat es Euch unrechtmäßiger Weise genommen.“ — „Aber er wird kommen und Dich erkennen!“ sagte Weißdörnchen. — Da antwortete die Kuh: „Geh und hole mir drei Kreuzblümlein und gieb mir die.“ — Weißdörnchen holte drei Kreuzblümlein, und während die Kuh dieselben verzehrte, mußte sie dreimal rufen: „Hans Kotkehlen!“ Als sie zum dritten Male gerufen hatte, da verwandelte sich die Kuh plötzlich in ein schönes Pferd. — Weißdörnchen erstaunte. — „Nun wird Dich Onkel nicht wiedererkennen,“ sagte sie, „und statt Meerkühhlein werde ich Dich nun Meerpferdchen nennen.“ Die Witwe war voller Freude, als sie vernahm, was geschehen war. Am andern Tage wollte sie das Pferd anspannen, um Korn auf den Markt zu bringen. Aber denkt Euch ihr Erstaunen, der Rücken des Meerpferdchens wurde immer breiter, je mehr sie darauf legte, und das Tier konnte

allein mehr tragen, als alle Pferde im Orte. — Das wurde bald bekannt, und nun kam der andere Bruder und hat seine Schwester, ihm das Pferd zu verkaufen. Sie schlug es aber ab, bis er alle seine Pferde, seine Mühle und alle Schweine, die er mästete, dafür bot. — Da that es die Witwe und nahm die Mühle in Besitz. Aber des Abends ging es wie das erste Mal. Meerpferdchen war wieder im Stall; Weißdörnchen holte drei Kreuzblümlein, gab sie dem Pferde, und als sie zum dritten Mal gerufen hatte: „Hans Mottebchen!“, da verwandelte das Pferd sich in ein Schaf, und Weißdörnchen nannte es Meerschäfchen. Das Schaf hatte aber Wolle so lang wie Hans, weiß wie Schnee und fein wie Seide. Die Witwe kam herbei, um das neue Wunder anzustauen, und als sie das Schaf betrachtet hatte, sagte sie zu Weißdörnchen: „Geh' und hole die große Schafsheere, denn das Tier kann seine Wolle nicht tragen.“ — Als sie nun Meerschäflein schor, da wuchs die Wolle gleich wieder ebenso lang, als sie gewesen war, ehe sie abgeschnitten wurde, und Liesbeth sah ein, daß Meerschäfchen einen größern Wert hatte, als alle Schafe in der Gegend. — Der dritte Bruder kam zufällig dazu, sah die Sache und gab augenblicklich seine Bäckerei, seine Schafe und seine Dachsen, um Meerschäflein dafür einzutauschen. — Aber als er es wegtrieb, kam er an dem Ufer der Sieben-Inseln vorbei. Da stürzte sich Meerschäflein ins Wasser, schwamm nach den Sieben-Inseln hinüber und verschwand in dem Felsen mit den meergrünen Binsen, der sich öffnete und hinter ihm verschloß. — Am Abend wartete Weißdörnchen vergeblich auf Meer-

schäflein; es kam die Nacht nicht, und am andern Morgen war es auch nicht da. — Weißdörnchen ging betrübt hinaus auf die Heide; dort fand es Hans Rotkehlchen sitzen, das sagte zu ihr: „Ich habe auf Dich gewartet, mein liebes Weißdörnchen. Meerschäflein ist verschwunden und kommt auch nicht wieder. Deine Dinkel sind für ihren Geiz und ihre Ungerechtigkeit bestraft, und Du bist jetzt reich genug, um eine goldene Kette und seidene Schuhe zu tragen. Ich habe nun nichts mehr zu thun. Denke immer daran, daß Du arm gewesen bist, und bleibe hübsch gut.“ Mit diesen Worten flog Hans Rotkehlchen fort und zeigte sich nicht wieder. Weißdörnchen wurde schön und groß, blieb immer gut und hatte Mitleid mit Notleidenden. Sie nahm sich besonders armer Kinder an, und es ehrten und liebten sie alle, die sie kannten.

## Der gestiefelte Kater.

Ein Müller starb und hinterließ seinen drei Söhnen eine kleine Mühle, einen tüchtigen Esel und einen Kater. Als nun die Brüder die Erbschaft teilten, wollte jeder das beste haben. Die beiden ältesten wurden aber bald dahin einig miteinander, daß sie den Esel und die Mühle gemeinschaftlich behalten wollten. Hans, der jüngste, sollte den Kater haben und einige Groschen Geld dazu. Hans wollte erst nicht gern damit zufrieden sein, allein zuletzt ließ er sich bereden und zog mit dem Kater und seinen paar Groschen Geld in die weite Welt. Unterwegs setzte er sich unter eine alte Eiche, die am Wege stand, um auszurufen, und seufzte: „Mit den paar Groschen wird es bald aus sein. Was soll ich dann anfassen? Ach, ich muß gewiß doch Hungers sterben.“ Da sprang der Kater auf seinen Schoß und sagte: „Hans, ich habe Dich immer lieber gehabt, als die beiden andern. Du hast mich nie geschlagen, sondern oft auf den Schoß genommen und gestreichelt, Du hast mir auch oft etwas gegeben. Sei Du nur guten Muts, ich will Dir schon helfen. Laß mir nur ein Paar Stiefel für meine Hinterbeine und einen Kranz, den ich umhängen und in den ich etwas hineinstecken kann,

machen." Hans ließ dem Kater ein Paar Stiefel und einen Jagdranzen machen. Der Kater zog die Stiefel an, hing den Jagdranzen um und steckte ihn voll Kohl und Kleie. Damit zog er nun einen Berg hinauf, in dem viel wilde Kaninchen ihre Höhlen hatten. Er legte sich dann neben den Ranzen hin und stellte sich, als ob er tot wäre. Es dauerte nicht lange, da kam ein Kaninchen, berosch den Kohl und die Kleie, und als der Kater sich gar nicht regte, fing es an zu fressen. Der Kohl und die Kleie schmeckten ihm so gut, daß es sich ganz in den Ranzen hineinfräß. Darauf hatte der Kater auch gerade gewartet, er sprang darauf los und biß es tot. — Zu derselben Zeit war eben der König krank gewesen und hatte großen Appetit auf einen Braten vom wilden Kaninchen. Der Oberjägermeister, der wohl an tausend Jäger unter sich hatte, konnte aber kein wildes Kaninchen schaffen. Das wurde der Kater gewahr und dachte: Hier ist etwas für meinen Herrn zu verdienen. Er steckte sein Kaninchen in den Ranzen und ging gerade auf das Schloß des Königs zu. Weil er so schöne Stiefel an hatte, wurde er gleich vor den König gelassen, und nachdem er einen tiefen Diener gemacht und dem König die Hand geküßt hatte, sprach er: „Mein Herr, der Graf von Karabas, mächtiger Herr König schickt Euch das. Er läßt Euch seinen Gruß vermelden und bittet, seiner in Gnaden zu gedenken.“ Dabei nahm er das Kaninchen heraus und legte es zu des Königs Füßen. Der war sehr erfreut, daß er endlich sein Leibessen hatte; er ließ dem Kater zu essen geben von seinem Tisch und schenkte ihm einen

ganzen Beutel voll Geld, welches der Kater seinem lieben Herrn Hans heimbrachte. Nicht lange darnach bekam der König ein Gelüste nach Rebhühnern. Weil der Fuchs aber die meisten jungen Rebhühner aufgefressen hatte, konnten alle Jäger, so viel ihrer auch waren, keins finden. Da nahm der Kater etwas Weizen in seine Tasche und strenete ihn hinter eine Hecke und legte sich wieder dabei, als ob er tot wäre. Es dauerte auch nicht lange, so kamen zwei Rebhühner, die den ganzen Tag gejagt waren, und ließen sich den Weizen gut schmecken. Sie fraßen sich auch beide in den Ranzen hinein, ebenso wie das Kaninchen. Da sprang der Kater schnell auf und erwürgte sie. Freilich hätte er sie lieber selber gefressen, als daß er sie dem König gönnte, aber er hatte seinen Herrn zu lieb; darum ging er wieder in das Schloß und sprach zu dem Könige: „Mein Herr, der Graf von Karabas, gnädiger Herr König, schickt Euch das. Er läßt Euch seinen Gruß vermelden und bittet, seiner in Gnaden zu gedenken.“ — „Ei, das ist ja ein ganz vortrefflicher Mann, der Graf von Karabas,“ sagte der König, „ein ganz charmanter Mann. Meine Frau Königin und ich, wir werden uns freuen, wenn wir ihm einmal eine Gnade erweisen können. Sagt dem Küchenmeister, daß er dem guten gestiefelten Kater ein Stück von dem besten Braten giebt und der Schatzmeister soll ihm ein gutes Trinkgeld in den Ranzen stecken.“ Den Braten ließ sich der Kater gut schmecken, und nachdem er sich das Maul abgewischt und den Bart wieder neu gepuht hatte, brachte er das Trinkgeld zu seinem lieben Herrn. Als der König nun wieder

ganz gesund war, wollte er einmal an einem schönen Sonntag mit der Frau Königin und seiner Prinzessin spazieren fahren. Das wurde der Kater gleich gewahr, lief nach Hause und sagte zu Hans: „Hans, wenn Du thun willst, was ich Dir sage, so ist Dein Glück gemacht.“ Hans sagte ja. Nun ging der Kater mit ihm nach einem Flusse, der nicht weit von dem Wege floß, welchen der König kommen mußte. Hier ließ er Hans seine alten Lumpenkleider ausziehen und warf sie alle ins Wasser. Hans mußte hineinspringen und sich recht rein baden und waschen. Als er damit fertig war, sagte der Kater zu ihm: „So, nun hast Du Deinen alten Hans abgewaschen und heißt der Graf von Karabas. Wenn Dich nun einer fragt, wer Du bist, so antworte nur ganz dreist und getrost: Ich bin der Graf von Karabas.“ Indem kam der König des Weges dahergefahren, und vor ihm und hinter ihm ritten seine Leibwachen. Nun lief der Kater nach dem Wege zu und rief aus vollen Kräften: „Hilfe, Hilfe, Hilfe! Der Herr Graf von Karabas ertrinkt und seine Kleider sind ihm auch gestohlen!“ Der König kannte den Kater noch recht gut. Er ließ den Kutscher anhalten und befahl seiner Leibwache, geschwind abzustiegen und den Herrn Grafen von Karabas zu retten, und als sie ihn aus dem Wasser gezogen hatten, ließ er ihm Kleider von den seinigen anziehen: in diesen sah Hans so vornehm und hübsch aus, als wäre er nicht nur ein Graf sondern ein Prinz. Der neue Herr Graf mußte nun mit in des Königs Wagen steigen und gefiel der Prinzessin so gut, daß sie ihn gern zum Mann gehabt

hätte, wenn er nur reich genug gewesen wäre. Da wußte der Kater nun wieder seine Sachen klug einzurichten. Er lief voraus und kam an eine große, weite Wiese, auf der die Leute eben Gras mäheten und Heu machten. „Hört einmal, Ihr lieben Leute,“ sagte der Kater, „wenn der König hier vorüberfährt und fragt, wem diese schöne, grüne Wiese gehört, so müßt ihr sagen: dem Herrn Grafen von Karabas; und wenn sich einer untersteht und sagt etwas anderes, so frage ich ihm mit meinen scharfen Krallen die Augen aus, darnach könnt Ihr euch richten. Adieu!“ Die Leute nahmen alle ihre Hüte ab und sahen dem Kater nach, der in seinen Stiefeln wie der Wind dahinflief. Indes kam auch der König schon herbei und fragte: „Wem gehören denn alle diese schönen, grünen Wiesen?“ Alle Leute antworteten wie aus einem Munde: „Dem Herrn Grafen von Karabas,“ — denn sie wollten sich nicht gern die Augen auskratzen lassen. „Da habt Ihr eine schöne Besizung, Herr Graf,“ sprach der König, „die muß ein gut Teil Geld einbringen.“ „O ja, Majestät,“ antwortete der Graf von Karabas, der nun schon ganz dreist und vornehm geworden war, „diese Wiese bringt manches Fuder Heu ein, aber ich habe für meine tausend Kühe doch kaum genug daran.“ Der gestiefelte Kater war indes vorgelaufen und kam an ein Kornfeld, das war wohl eine Meile lang und breit; die Schnitter waren eben dabei, das Korn abzuschneiden. „Hört, Ihr Burschen, rief ihnen der Kater zu, „wenn der König hier vorbeifährt und fragt, wem das Feld gehört, so müßt Ihr antworten: „Soweit das Auge sehen kann,

gehört das Feld dem Herrn Grafen von Karabas; und wenn Ihr etwas anderes sagt, so lasse ich Euch alle an den Galgen hängen. Adieu!" Mittlerweile kam auch der König schon und fragte: „Wem gehören denn diese weiten Kornfelder?“ Die Schnitter, die nicht gern am Galgen hängen wollten, antworteten wie aus einem Munde: „Soweit das Auge sehen kann, gehört alles dem Herrn Grafen von Karabas.“ „Ei, da müßt Ihr ein sehr reicher Mann sein, Herr Graf,“ sagte der König. „D, ja, Majestät,“ antwortete der Graf, „ich kann wohl zufrieden sein.“ Der Kater mit den Stiefeln war schon wieder weit voraus und kam in einen Wald, in dem die Eichen und Buchen bald so hoch als ein Turm waren. Viele Holzhauer waren damit beschäftigt, Bäume umzuhauen. Als der Kater zu ihnen kam, sagte er: „Haltet einmal ein!“ Sie ließen alle ihre Hute ruhen. „Hört einmal,“ rief ihnen der Kater zu, „gleich fährt der König hier vorbei. Wenn er Euch nun fragt, wem der Wald gehört, so müßt Ihr ihm antworten: „Soweit man rechts und links nur gehen und sehen kann, gehört dieser Wald dem Herrn Grafen von Karabas; und wenn Ihr etwas anderes sagt, so lasse ich Euch spießen und braten. Adieu!“ Die Holzhauer nahmen ehrerbietig ihren Hut ab, als der Kater so zu ihnen redete, und sahen ihm verwundert nach. Da rollte der Wagen des Königs schon heran. „Welch ein Wald, sagte der König, „welch ein herrliches Holz! Was für Hirsche, Rehe, wilde Schweine und Hasen müssen da leben; wem gehört nur dieser Wald?“ Die Holzhauer wollten sich nicht spießen und braten lassen.

darum antworteten sie alle: „Soweit die Augen sehen und die Füße gehen können, gehört dieser ganze Wald dem Herrn Grafen von Karabas.“

„Mein werter Herr Graf,“ sagte der König, „Ihr habt ja wohl alles, was Euer Herz wünscht. Wenn ich nicht ein König wäre, so möchte ich Euch beneiden.“

„O ja, Majestät,“ antwortete der Graf, „ich habe soviel, daß ich auch einen König nicht zu beneiden brauche.“

Der Kater war unterdeß an ein herrliches Schloß gekommen. Die Thore waren von Gold und die Fußböden von Silber und alle Fenster waren Edelstein. Aber das Schloß gehörte einem, der sehr hochmütig und mächtig war. „Ei,“ dachte der Kater, „wenn ich dieses Schloß meinem lieben Herrn, dem Grafen von Karabas, zuwenden könnte, da würde der König erst Augen machen! Nun, wir wollen versuchen.“

Der Kater ließ sich bei dem Zauberer anmelden, und als er zu ihm gekommen war, sagte er: „Ich habe so viel von Euren Zauberkünsten gehört, daß ich es selber sehen muß, um mich zu überzeugen. Die Leute sagen, daß Ihr Euch in allerhand Tiere verwandeln könnt; das kann ich doch unmöglich glauben.“

Als er kaum ausgeredet hatte, da stand schon ein gewaltiger Löwe mit funkelnden Augen da, wo noch eben der Zauberer gestanden hatte. Dem Kater wurde dabei ganz hange zu Mute. Er wollte vor Angst auf einen Schrank springen; aber weil er Stiefel an hatte, so konnte er sich damit nicht so gut festhalten, wie mit seinen Krallen, und fiel wieder herunter. In demselben Augenblick war auch der Löwe wieder fort, und der Zauberer stand wieder da und fragte lachend

den Kater: „Glaubst Du nun, daß ich mich verwandeln kann?“ „Ja, freilich,“ sagte der Kater, „nun hab' ich's ja mit eigenen Augen gesehen. Aber in ganz kleine Tiere, in eine Ratte oder eine Maus z. B., könnt Ihr Euch doch gewiß nicht verwandeln.“ „Nun, wir wollen sehen,“ antwortete der Zauberer, und in demselben Augenblick war er eine ganz kleine Spitzmaus, die auf dem Fußboden hin und her lief. Darauf hatte der Kater eben gewartet. Mit einem gewaltigen Satz fuhr er auf die Spitzmaus los und ehe der Zauberer, der darin saß, sich recht besinnen konnte, war sie schon tot und verzehrt. Nun befahl der Kater, daß die Dienerschaft eine königliche Mahlzeit anrichten sollte, und stellte sich an die Zugbrücke vor dem Schlosse, um auf den König zu warten. Als der König herankam, lief ihm der Kater entgegen und hieß ihn im Schlosse des Grafen von Karabas willkommen. „Da Ew. Majestät von der langen Reise gewiß etwas hungrig und müde sein werden,“ sprach er mit zierlichen Verbeugungen und krummem Rücken, „so laffet Euch und der Frau Königin und der Prinzessin Tochter es gefallen, hier auszuruhen und eine kleine Mahlzeit zu halten.“ — „Was?“ rief der erstaunte König, „dieses herrliche Schloß, diese schönen Gärten, diese Gebäude und diese Häuser gehören Euch, Herr Graf? Nun, so etwas herrliches habe ich noch niemals gesehen! Ich würde mich freuen, wenn Ihr meine Prinzessin-Tochter zur Frau nehmen woltet.“ Das gefiel dem Herrn Grafen von Karabas und der Prinzessin recht wohl, und es dauerte nicht lange, so waren sie Mann und Frau. Unt

weil der König keine Prinzen hatte, so wurde Hans später, als der König starb, wieder König im Lande. Der Vater brauchte nun aber keine Mäuse mehr zu fressen. Er lag in einem schönen Korbe auf einem seidenen Kissen und bekam nunmehr Braten und Leckerbissen aus des Königs Küche.

---

## Die Gaben der Zwerge.

Vor langen, langen Jahren lebte in einem Dorfe ein armer Mann mit seiner Frau, die gingen beide Jahr aus, Jahr ein bei andern Leuten auf Arbeit, um sich ihren Unterhalt zu verdienen. Felix, so hieß der Mann, war der Ärmste im ganzen Dorfe, aber was ihm an Geld und Gut zu wenig beschieden war, das hatte er in zweierlei Weise zu viel bekommen und zwar im Guten und im Schlimmen; er besaß nämlich ein ganz vortreffliches Herz und einen gewaltigen Höcker auf dem Rücken. Das erste erwarb ihm viel Freunde, und alle hatten ihn lieb; aber des Höckers willen mußte er manchen Spott der losen Straßenjugend ertragen. Der Höcker war aber in der That auch ein bißchen zu groß, denn wenn Felix sich setzen wollte, so mußte er einen Stuhl ohne Lehne nehmen, oder sich auf die Erde niederlassen, weil ihm sonst sein lästiger Zierrat im Wege war. Selbst seine Frau, die ihn doch von Herzen liebte und vor der Hochzeit den Höcker ganz und gar nicht beachtet hatte, fand denselben nach einem Jahre etwas verunstaltend und sagte manchmal: „Ach, lieber Felix, wie hübsch wüßtest Du sein, wenn Dein Rücken ein wenig schlanker wäre; ich glaube, Du gäbest den schönsten Mann

im ganzen Dorfe ab.“ Die Bemerkung mußte  
 Felix eines Tages wieder hören, als er mit seiner  
 Frau von der Arbeit heimkehrte. Sie hatten sich  
 den reichen Nachbar Heu umgewendet, und we-  
 sie es nicht machten wie faule Knechte und Mägde,  
 die beim letzten Glockenschlage von der Arbeit we-  
 laufen, sondern die Arbeit erst fertig haben wollten,  
 so kamen sie erst spät zurück. Die Wiese, wo sie  
 gewesen waren, lag eine weite Strecke vom Dorfe  
 entfernt. Die Sterne funkelten bereits am Himmel,  
 und die Nacht war weit vorgerückt. Felix mußte  
 durch eine große Heide, in der es nicht recht  
 geheuer sein sollte. Da er aber keinem Menschen als  
 noch Tiere etwas zu leide that, so hatte er auf  
 ein gut Gewissen und fürchtete sich nicht. —  
 „Komm, Liesel,“ sagte er, laß uns eilen, daß wir  
 hindurch kommen. Es sollen böse Zwerge in der  
 Heide wohnen, welche die späten Wanderer zum  
 Tanz zwingen, bis ihnen der Atem ausgeht, dann  
 man sie am andern Morgen tot unter freiem  
 Himmel liegend findet.“ — Sie schritten rasch voran,  
 als sie aber in die Mitte der Heide kamen, wo  
 eine Menge großer Steinblöcke lag, zwischen  
 denen die Zwerge wohnten, da stürzten auf ein-  
 mal lange Reihen von kleinen Kobolden vor die  
 Einige trugen große Hörner, auf denen sie bliesen,  
 und die andern hatten sich mit den Händen zu-  
 sammengefaßt, tanzten und zogen einen großen  
 Kreis um Felix und seine Frau und schlossen sich  
 endlich in ihre Mitte ein. — „O weh!“ rief  
 Felix seiner Frau zu, „wir sind verloren. Wenn  
 die Zwerge uns zum Tanze zwingen, so ist's um  
 uns geschehen.“ Frau Liesel klammerte sich fest  
 an ihren Mann und konnte vor Schreck kein ab-

Wort reden. Wirklich machten die Zwerge Anstalt  
die beiden Menschen zum Tanzen zu zwingen.  
Aber waren sie an Felix herangekommen  
so fuhren sie mit großem Geschrei zurück und  
schriegen in singendem Tone:

Laßt ihn zieh'n, laßt ihn zieh'n,  
Seine Sichel schlähet ihn;  
Weh, die Sichel schlähet ihn,  
Laßt ihn ruhig weiter zieh'n!

„Alha!“ dachte Felix, „die haben Furcht vor der  
Sichel. Hätte ich doch mein Lebtag nicht gedacht,  
daß das Ding noch zu etwas anderem nütze wäre,  
als Gras und Getreide zu schneiden.“ — Er zog  
seine Frau schnell an sich heran, eilte mit ihr fort  
und erreichte glücklich seine Wohnung. — In der  
Nacht aber gingen allerhand Gedanken in seinem  
Kopfe herum. Er dachte an den Höcker, den seine  
Frau am Tage zuvor wieder einmal häßlich ge-  
sunden hatte und an die Zwerge, die doch mancherlei  
Kunststücke verstehen sollten und vor seiner Sichel  
sich fürchteten. Er sprach kein Wort, aber am  
Morgen, als er aufstand, dachte er: „Ich weiß,  
was ich thue.“ — Abends richtete er es so ein,  
daß er allein nach Hause ging. Er wartete, bis  
die Sterne am Himmel schimmerten wie Millionen  
Edelsteine und sich niemand mehr in die Nähe  
zu der Heide wagte. — Felix nahm seine Sichel  
auf die Schulter und ging geraden Weges auf  
die Heide zu. Die Zwerge sahen ihn schon von  
weitem kommen und riefen ihm freundlich zu:  
„Seht, da kommt Felix.“ — „Ja,“ entgegnete  
Felix, „da ich weiß, daß Ihr in meiner Nachbar-  
schaft wohnt, so muß ich Euch doch einen Besuch  
abstatten.“ — „Das ist brav,“ riefen die Zwerge

„Willst Du ein wenig mit uns tanzen?“ —  
„Nehmt mir es nicht übel, lieben Leutchen!“ versetzte Felix, „denn ich habe einen kurzen Atem und kann es nicht lange aushalten.“ — „Wir halten ein, sobald Du nicht mehr kannst,“ antworteten sie ihm. — „Versprecht Ihr mir das?“ sagte Felix, dem es nicht übel vorkam, einmal einen Reigen mitzumachen, um doch davon erzählen zu können. — „Wir versprechen es Dir,“ entgegneten ihm die Zwerge. — „Schwört Ihr mir's bei meiner Sichel?“ — „Wir schwören's bei Deiner Sichel!“ Felix traute den Zwergen, trat mit in den Reigen und der Tanz ging los. Die Zwerge sangen dazu, aber es war immer dasselbe:

„Montag, Dienstag, Mittwoch,  
Montag, Dienstag, Mittwoch.“

Felix hörte das ein Weilchen mit an und sagte: „Alle Achtung vor Euch, gute Leutchen! Aber Euer Gesang ist erschrecklich eintönig; Ihr bleibt ja immer vorn in der Woche stehen und kommt nicht über die Mitte hinaus. Wenn Ihr's zufrieden seid, dann mache ich ein anderes Verschen dazu; aber Ihr müßt vorlieb nehmen, wie gut oder schlecht es ausfällt; denn ich bin kein Reimschmied.“ — „Bortrefflich! Immer zu!“ riefen die Zwerge. Felix fing an zu singen:

„Montag, Dienstag, Mittwoch,  
Donnerstag und Freitag noch.“

Die Zwerge gerieten in eine lebhaftere Bewegung. „Bravo! bravo!“ riefen sie und drängten sich um Felix. „Du bist ein Poet sondergleichen und kannst vortrefflich tanzen. Hast Du irgend einen Wunsch? Was begehrt Du? Willst Du Reichthum oder Schönheit? Du darfst einen Wunsch aus-

sprechen, wir werden ihn erfüllen. — „Ist das Euer Ernst?“ fragte Felix ganz überrascht. — „Boller Ernst! Wünsche, wünsche!“ — „Nun denn!“ versetzte Felix, „schauet einmal her, ich habe einen Höcker, der mir gerade nicht am besten steht und meiner Frau eben auch nicht zu gefallen scheint, könnt Ihr mich davon befreien?“ — „Sei ohne Sorgen,“ riefen die Zwerge, „komm einmal her!“ — Sie ergriffen Felix und fingen an, ihn einander zuzuworfen wie einen Spielball, bis er die Runde durch den ganzen Kreis gemacht hatte. — „Jetzt ist es aus mit Dir,“ dachte Felix, als er so lustig durch die Luft flog, „die Zwerge haben Dich doch betrogen!“ Als er aber an den ersten zurückkam, stellte ihn dieser ganz ruhig wieder auf die Füße, und Felix war seinen Höcker los. Er war so schmuck und schön geworden, daß seine leibliche Mutter ihn kaum wiedererkannt hätte. — Seine Frau wollte ihn erst gar nicht ins Haus nehmen. Felix mußte ihr erst sagen, wie viel Hemden er in der Kommode liegen habe und wie viel Flecken auf seinen Arbeitsrock genähet wären; da glaubte sie es endlich und ließ sich von ihm seine Verwandlung erzählen. Sie war anfangs zwar ungehalten darüber, daß er sich zu den bösen Zwergen gemacht habe, aber die Freude über seine Verschönerung konnte man doch deutlich auf ihrem Gesichte lesen. — Die Hütte, in welcher Felix wohnte, gehörte seinem Nachbar, einem Schneider, der ein feines Männchen und sehr reich, aber gewaltig geizig war und ein wenig stotterte. Der Schneider hatte seit einigen Tagen den Mietzins von Felix zu fordern. Aus der Veränderung erfuhr, welche mit diesem vorgegangen war, wurde

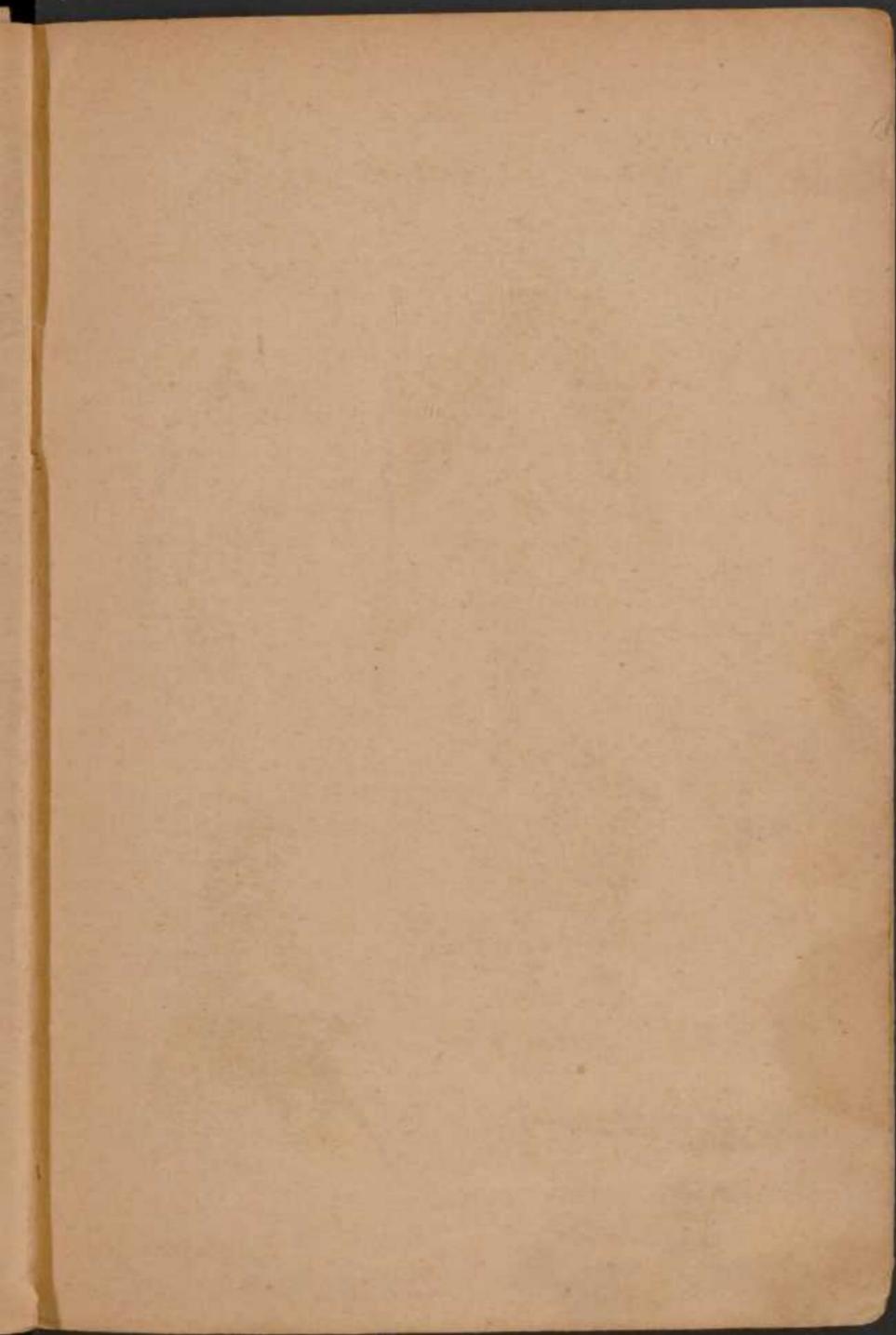
er neidisch auf das Glück desselben, denn ein Geiziger kann es nicht verschmerzen, wenn einem etwas Gutes geschieht, sei es auch eine noch so unschuldige Sache. Er dachte nach, daß es damit eine besondere Bewandnis haben müsse, und wollte es wissen. Er ging also zu Felix, mahnte ihn um den Mietzins und drohte, ihn aus der Hütte zu werfen, wenn er nicht auf der Stelle bezahle. — Felix bat ihn, er möge noch ein paar Tage warten, da bekomme er seinen Lohn und könne die Schuld abtragen. Der geizige Schneider gab aber keinen Pardon. Endlich nach langem Bitten sagte er: „Gut, ich will drei Tage warten, wenn Ihr mir sagt, wie Ihr Euren Höcker losgeworden seid.“ — Felix erzählte es ihm und teilte ihm auch das Geheimnis von der Sichel mit. — „Schönheit und Reichtum!“ dachte der Schneider, „da fällt einem die Wahl nicht schwer, und man kann um so einen Wunsch schon einen Gang thun.“ — Sobald der Mond am Himmel stand, ging er in die Heide und fand dort die Zwerge. Sie sangen ihren alten Vers mit dem Zusatze, den Felix gemacht hatte, und tanzten lustig umher. Der Schneider tanzte mit, und als er ein Weilchen mit herumgekreist war, blieb er stehen und rief, er wolle auch ein Verslein dazu thun. — Voller Freuden blieben die Zwerge stehen. „Sing,“ riefen sie, „sing!“ Sie selber singen an:

„Montag, Dienstag, Mittwoch,  
Donnerstag und Freitag noch.“

„Sing! sing!“ riefen sie. — Stotternd fing der Schneider an:

„Sa — — Sa — — Samstag — —“

„Weiter! Weiter!“ schrieken die Zwerge.





Der gestiefelte Kater.

„Sa — — Sa — — Samstag — —  
 „Sa — — Sa — — auch dazu — —“

weiter konnte es der Schneider nicht bringen; der Schweiß stand ihm dick auf der Stirn, und sein Herz klopfte wie ein Hammer. Die Zwerge liefen wild durcheinander und schienen auf den Schneider böse zu sein. Endlich stellten sie sich um ihn und sagten: „Weil Du unsern Vers denn doch etwas verändert hast, so sprich einen Wunsch aus, wähle zwischen Schönheit und Reichtum! Jetzt bekam der Schneider wieder frischen Mut. „Hört!“ sagte er, „Felix hat Schönheit gewählt; damit Ihr nicht zweimal dasselbe zu gewähren habt, so will ich nehmen was Felix nicht gewollt hat.“ Augenblicklich faßten ihn die Zwerge und schleuderten ihn aus einer Hand in die andere durch den Kreis. Als er beim letzten angekommen, da war sein Wunsch erfüllt, aber nicht in dem Sinne, wie er es gemeint, daß er Geld und Gut bekommen, sondern der Höcker, den Felix nicht gewollt hatte, saß zwischen seinen Schultern. Mit Schimpf und Schande trieben ihn die Zwerge nun aus der Heide. — Der Schneider war über dies Mißgeschick wütend und da die meisten Leute immer die Schuld von dem Unheil, das sie selbst angerichtet haben, auf andere schieben, so schrie auch er, Felix habe ihn verleitet und schwur, sich zu rächen. Er schloß sich zwei Tage lang ein und ließ Felix am Abend des zweiten Tages sagen, wenn er am andern Morgen nicht den Zins bezahlt habe, so lasse er ihn aus der Hütte jagen, und alles, was darin sei, werde er verkaufen. — Felix hatte geglaubt, der Schneider werde den nächsten Tag noch abwarten. Als er diesen Bescheid

erhielt und die Leute im Dorfe sich zuflüchteten, der Schneider trage jetzt Felix Höcker, da verlor er die Hoffnung. In großer Bekümmerniß nahm er die Sichel und ging damit in die Heide zu den Zwergen. — Die Zwerge sangen wieder ihr Lied:

„Montag, Dienstag, Mittwoch,

Donnerstag und Freitag noch,

Sa — — Sa — — Samstag — —

Sa — — Sa — — auch dazu — —“

Wie traurig Felix auch war, so mußte er über den Gesang doch lachen. „Das klingt und klappt ja nicht!“ rief er. — „Ach, da ist ja unser Felix! Ja, ja, das ist ein schlechtes Vereimsel.“ — „Na, laßt sehen, es läßt sich dem Dinge vielleicht etwas nachhelfen,“ sagte Felix und fing an zu singen:

„Montag, Dienstag, Mittwoch,

Donnerstag und Freitag noch,

Ihu den Samstag auch dazu,

Sonntag geht die Woch' zur Ruh!“

„Bravo! bravo!“ riefen die Zwerge. „Felix ist unser Retter. Er hat den Vers fertig gemacht, der uns aufgegeben war, und wir sind erlöst von unserem Tanze.“ Sie drängten sich alle um Felix herum und erzählten ihm, daß sie zur Strafe für einen schlechten Gebrauch ihrer Macht verurtheilt gewesen, so lange in dieser Heide zu wohnen und die ganze Nacht zu tanzen, bis jemand den Vers vollende, dessen erste Worte ihnen vorgeschrieben waren. — Als sie sich so freueten, dachte Felix: „Jetzt kannst Du Deine Bitte recht bequem anbringen.“ Er klagte also den Zwergen, daß er büßen müsse, was sie an dem Schneider gethan; er wolle ihn morgen aus der Hütte setzen und seine Habseligkeiten verkaufen, wenn er den Mietzins

nicht zahle. — „Bekümmere Dich nicht!“ entgegneten die Zwerge. „Wir verlassen jetzt die Heide und wollen unserm Retter gern dankbar sein. Schau, hier zwischen den Steinen liegen zwölf Säcke, die sollst Du haben, nimm sie und trage sie in Dein Haus.“ — Felix dankte, nahm Abschied und ging mit den Säcken heim. — Als er zu Hause angekommen war, warf er die schwere Last auf die Erde und rief seiner Frau zu: „Zünde Feuer an und verschließe Thür und Fenster, damit unser Nachbar nichts von dem Reichthum sieht, den ich mitbringe. Ei, wie schwer das war, es muß so viel sein, daß man drei ganze Dörfer dafür kaufen kann.“ — Die Frau that, wie er gesagt, dann eilte sie zurück und öffnete einen Sack nach dem andern; da war in allen lauter Sand, dürres Laub und Kieselsteine. — Bei diesem Anblick stieß die Frau einen lauten Schrei aus. „Da sieh, was Du hast. Ich habe es ja immer gesagt, daß von den Zwergen nichts Gutes kommt. Wenn es nur nicht noch mehr Unglück ins Haus bringt!“ — Felix stand starr vor Schrecken da; in seinem Entsetzen fiel ihm die Sichel, die er noch hielt, aus der Hand; der Stiel derselben war aus Haselholz und fiel gerade in den Sack. Augenblicklich verwandelten sich die Blätter in Goldstücke, die Kieselsteine in Diamanten und der Sand in Perlen. Felix merkte jetzt, daß das Haselholz eine eigene Kraft besitze und verzauberte Schätze wieder verwandeln könne. Er sah seinen Versuch auch bei den übrigen Säcken gelingen und war auf einmal der reichste Mann im ganzen Orte, zum größten Verdruß des Schneiders. — Merke es also: Genügsamkeit hilft, weiter als Habsucht.

## Meister Pfriem.

Vor vielen Jahren lebte in einem kleinen Städtchen ein ehrsamer Schuhmachermeister namens Pfriem. Es war ein kleiner, hagerer, aber lebhafter Mann, der keinen Augenblick Ruhe hatte. Sein Gesicht, aus dem die kleine aufgestülpte Nase hervorragte war podennarbig und leichenblaß, sein Haar grau und struppig, seine Augen klein, aber sie blickten unaufhörlich nach rechts und nach links hin. Er bemerkte alles, tadelte alles, wußte alles besser und hatte in allem Recht. Ging er auf der Straße, so ruderte er heftig mit beiden Armen. Einmal schlug er einem Mädchen, das Wasser trug, den Eimer so hoch in die Luft, daß er selbst damit begossen wurde. Wenn er arbeitete, so fuhr er mit dem Draht so gewaltig aus, daß er jedem, der sich nicht weit genug entfernt hatte, die Faust in den Leib stieß. Sein Geselle hielt es länger als einen Monat bei ihm aus, denn er hatte an der besten Arbeit immer etwas auszusetzen. Bald waren die Stiche nicht gleich, bald war ein Schuh länger, bald ein Absatz höher als der andere, bald war das Leder nicht gut geschlagen. Faulenzer nannte er sie alle. Er selber brachte aber doch nicht viel vor sich, denn er blieb keine Viertelstunde ruhtg sitzen.

War seine Frau früh morgens aufgestanden und hatte Feuer angezündet, so sprang er auf und lief mit bloßen Füßen in die Küche. „Wollt Ihr das Haus anzünden?“ schrie er, „daß ist ja ein Feuer, daß man einen Ochsen dabei braten könnte! Oder kostet das Holz etwa kein Geld?“ Standen die Mägde an dem Waschfaß und erzählten sich, was sie wußten, so schalt er sie aus. „Da stehen die Gänse und schnattern, und vergessen über dem Geschwätz ihre Arbeit. Und dann die frische Seife, daß ist eine heillose Verschwendung und obendrein eine schändliche Faulheit, sie wollen die Hände schonen und das Zeug nicht reiben.“ Wurde an der Straße gebaut, so lief er ans Fenster und sah zu. „Da vermauern sie wieder den roten Sandstein,“ rief er, „der niemals austrocknet; in dem Haus bleibt kein Mensch gesund; und seht einmal, wie schlecht die Gesellen die Steine aufeinander setzen; der Mörtel taugt auch nichts, Kieß muß hinein, nicht Sand. Ich erlebe noch, daß den Leuten das Haus über dem Kopf zusammenfällt.“ Er setzte sich, sprang aber bald wieder auf, that sein Schurzfell ab und sprach: „Ich will nur hinaus und den Menschen ins Gewissen reden.“ Er geriet aber an die Zimmerleute. „Was ist das?“ rief er, „Ihr haut ja nicht nach der Schnur. Meint Ihr, die Balken werden auch ohnedem gerade stehen? Es weicht einmal alles aus den Fugen.“ Er riß dabei einen Zimmermann die Art aus der Hand und wollte ihm zeigen, wie er hauen müsse; als aber ein mit Lehm beladener Wagen herangefahren kam, warf er die Art weg und sprang zu dem Bauer, der nebenher ging. „Ihr seid nicht recht

bei Trost," rief er, „wer spannt junge Pferde vor einen schwer beladenen Wagen, die armen Tiere werden Euch vor dem Wagen umfallen.“ Der Bauer gab ihm keine Antwort und Pfriem lief vor Ärger in seine Werkstatt zurück. Als er sich wieder zur Arbeit setzen wollte, reichte ihm der Lehrlinge einen Schuh. „Was ist das wieder?“ schrie er ihn an, „habe ich euch nicht gesagt, Ihr sollt die Schuhe nicht so weit ausschneiden? Wer wird einen solchen Schuh kaufen, an dem fast weiter nichts ist als die Sohle? Ich verlange, daß meine Befehle ganz genau befolgt werden.“ „Meister, antwortete der Lehrlinge, „Ihr mögt wohl recht haben, daß der Schuh nichts taugt, aber es ist derselbe, den Ihr zugeschnitten und selbst in Arbeit genommen habt. Als Ihr vorhin aussprangt, habt Ihr ihn vom Tisch herabgeworfen, und ich habe ihn nur aufgehoben. Euch könnte es aber ein Engel vom Himmel nicht recht machen.“

Meister Pfriem träumte in einer Nacht, er wäre gestorben und befände sich auf dem Wege nach dem Himmel. Als er anlangte und an die Thür klopfte, öffnete sie der Apostel Petrus und wollte sehen, wer Einlaß begehrte. „Ach, Ihr seid es, Meister Pfriem, ich will Euch wohl einlassen, aber ich warne Euch, daß Ihr nichts tadelt, was Ihr im Himmel seht; es könnte Euch sonst übel bekommen.“ „Ihr hättet Euch die Ermahnung sparen können,“ erwiderte Pfriem, „denn ich weiß schon, was sich ziemt, und hier ist Gott sei Dank alles vollkommen und nichts zu tadeln wie auf Erden.“ Er trat also ein, ging in den weiten Räumen des Himmels auf und ab, sah sich nach allen Seiten um, schüttelte aber zuweilen

mit dem Kopf. Indem erblickte er zwei Engel die einen Balken wegtrugen. Es war der Balken, den einer im Auge gehabt hatte, als er den Splitter in den Augen eines andern untersuchte. Sie trugen aber den Balken nicht der Länge nach, sondern quer. „Hat man je einen solchen Unverstand gesehen?“ dachte Meister Pfriem, doch schwieg er und gab sich zufrieden. „Es ist im Grunde einerlei, wie man den Balken trägt, wenn man nur damit durchkommt, und ich sehe wirklich, sie stoßen nirgends an.“ Bald hernach erblickte er zwei Engel, welche Wasser aus einem Brunnen in ein Faß schöpften, zugleich bemerkte Pfriem, daß das Faß durchlöchert war und das Wasser von allen Seiten wieder herauslief. Die Engel trankten die Erde mit Regen. „Poß alle Hagel!“ pläzte er heraus, besann sich aber glücklicherweise und dachte: „Es ist wohl ein bloßer Zeitvertreib, machts einem Spaß, so kann man dergleichen unnütze Dinge thun, zumal hier, wo man, wie ich bemerkt habe, doch nur faulenzet. Ein zweiter Engel kam und brachte noch zwei Pferde, spannte sie aber nicht vorn, sondern hinten an. Das war dem Meister Pfriem zu viel. „Tolpatsch!“ brach er los, „was machst Du da? Hat man je, so lange die Welt steht, auf diese Weise einen Wagen herausgezogen? Da meinen sie aber in ihrem dunkelhafsten Übermut, alles besser zu wissen.“ Er wollte weiter reden, aber einer von den Himmelsbewohnern hatte ihn schon am Kragen gepackt und schob ihn mit unwiderstehlicher Gewalt hinaus. Unter der Pforte drehte der Meister sich noch einmal um und sah, wie der Wagen von vier Flügelpferden in die Höhe gehoben wurde

Zu diesem Augenblick erwachte Pfriem. „Es geht freilich im Himmel etwas anders her, als auf der Erde,“ sprach er zu sich selbst, „und da läßt sich manches entschuldigen, aber wer kann geduldig mit ansehen, daß man die Pferde zugleich hinten und vorn anspannt? Freilich, sie hatten Flügel; aber die hatte ich nicht bemerkt. Doch es ist Zeit, daß ich aufstehe, sonst machen sie mir lauter verkehrtes Zeug. Es ist nur ein Glück, daß ich nicht wirklich gestorben bin.“ — Pfriem wurde nun ein ganz anderer Mensch und tadelte die Arbeit und Werke anderer nicht mehr.

---

H/M 156 500

Internationale Jugendbibliothek



047002353221

